

und dessen Amtsnachfolgern gegen die Verpflichtung überwiesen ward; jeden Sonnabend für die verstorbenen Herren von Landscron eine Messe zu lesen oder lesen zu lassen, während der fünf Sommermonate in der ehemaligen Schloßcapelle zu Landscron, in den übrigen Monaten in der Pfarrkirche zu Bodendorf. Beim Aufhören der Leistung, oder falls geistliche oder weltliche Behörden an der Bestimmung jener Einkünfte etwas abändern würden, ward der Rückfall der Stiftung an die Familie vorbehalten. Der Pfarrer Fey erbat die Bestätigung seines Bischofs von Trier, und dieser ertheilte sie mit dem Zusätze, er wüßte auch und empfehle, auf den Antrag des Herrn Pfarrer Fey, einem jedesmaligen Pfarrer zu Bodendorf, alljährlich am 25. October als am Geburtstag des Herrn Stifters, nach dessen Ableben aber an dessen Sterbetage, ein Amt nebst einer Anrede zu dessen Andenken in der Pfarrkirche zu Bodendorf zu halten,

Der würdige Pfarrer, schließt Perg, der diesen Dank für den protestantischen Stifter beantragte, und der Bischof Hommer, welcher ihn genehmigte, würden in unseren Tagen der Verfeinerung schwerlich entgehen (nach den Vorgängen in München und Karlsruhe bei dem Tode protestantischer Regenten zu schließen); es wäre denn aus Rücksicht auf den Ertrag der Stiftung.

Elftes Capitel.

Stein als evangelischer Christ.

Leuchtender als durch die Dotation einer Pfarrei wird Stein's Liebe zur Kirche uns vor die Augen gestellt, wenn wir uns anschicken, in ihm den evangelischen Christen zu betrachten. Er war ein guter Protestant insofern der Protestantismus in Deutschland der Vater der freien, auf die Wahrheit allein gerichteten wissenschaftlichen Forschung ist, das hat er durch seine Ansicht über das Studium der Geschichte, die wir oben gehört, bewiesen. Und sein ganzes Leben und Handeln beweist, daß er die tiefe, sittliche Auffassung des Staats hatte, welche dem Protestantismus eigen ist. Aber er war ein evangelischer Protestant, der für sich selbst das Evangelium erfaßte als die Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Als evangelischer Christ gehörte er der unsichtbaren Gemeinde derer an, die aus frömmerer Zeit sich ein Glaubensfünklein gerettet haben, das dann im Sturme und Drang der Knechtschaft und der Befreiung zur Flamme entfacht und in ruhigeren Tagen durch treues Halten zur Kirche genährt und erhalten ward. Es mag diese Seite an dem Wesen unseres Helden bis jetzt weniger beachtet und hervorgehoben worden sein: die Geschichte seines Lebens aber, wie sie uns jetzt vorliegt, zeigt uns in ihm einen bewußten, klaren, im kirchlichen Glauben stehenden und diesen Glauben im frommen Leben auswirkenden evangelischen Christen. Seine Jugendbildung fällt in eine Zeit, die für die Entwicklung religiöser Gesinnung nicht ungünstiger sein konnte. Aber schon in Göttingen, wo er zur Zeit des Hainbundes studirte, unterschied er sich von seinem Freund Rehberg durch die Art, wie die Religion sich in ihm gestaltete. Während Rehberg

Rantianer ward, blieb Stein einfach bei dem, was ihm seine fromme Mutter in die kindliche Seele gepflanzt hatte. Dies Pfund lag wohl in den folgenden Jahrzehnten ziemlich still in ihm. Aber es kam die Zeit, da es reichlich Zinsen trug. Das war eben die große Bedeutung der Kriege mit Napoleon, daß in ihnen dem deutschen Gemüthe eine gottlose Nation sich als eine Geißel der Völker darstellte, daß die Deutschen durch schweres Kreuz zur Erkenntniß ihrer Sünden und ernstlicher Buße gebracht wurden, und nun den Kampf begannen in Gottes Namen gegen ein gottloses Volk, als einen Kreuzzug, einen heiligen Krieg. Die Nation mußte, wie ein einzelner Mensch, auf ihr Nichts hinab gedemüthigt werden, damit sie mit der Schwungkraft des Glaubens zu Gott sich erhebe und mit ihm im Bunde Thaten thue. Diese Entwicklung machte Stein in eigensten Erlebnissen von Anfang bis zu Ende mit durch: in solchen Lebenslagen, wie er sie hatte, muß Alles, was die Seele von Glauben und Frömmigkeit in sich schließt, erweckt, entwickelt, wunderbar gekräftigt und erfüllt werden. Als er zu Anfang des Jahres 1807 genöthigt war, aus des Königs und Vaterlands Dienst zu treten, die ihn gerade damals nicht entbehren konnten und denen sein Bestes zu opfern er brannte, da war Selbstverleugnung, da war Stillesein und Hoffen nöthig, die nur die Frömmigkeit giebt. Als er ein Jahr darauf geächtet in stiller Winternacht nach dem Riesengebirge floh und, angeregt durch eine Schleiermacher'sche Predigt, „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei“, nachdachte, wie klein mag ihm da alles Creatürliche erschienen sein, wie innig mag sich da die Seele dem alten, treuen, lebendigen Gott verlobt haben! Der Glaube, der eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet, hat eine tüchtige Schule in der Verbannung durchgemacht: und immer leuchtender, immer wunderbarer ging ihm die Wahrheit auf, daß Gott im Regimente sitzt; immer fester und inniger ward der Glaube, als das russische Volk unter dem Kreuze gegen Napoleon zog, als die Flammenzeichen Mos-

kau's rauchten, als deutsche Säger mit heiligen Klängen gegen den Erzfeind aufriefen und durch das deutsche Volk das Leben und Weben einer Begeisterung ging, die von Gottes Geist eingehaucht war. Stein, der immer und zumal in dieser Zeit zu schaffen und zu ringen hatte, fand weder Zeit noch Lust zu Ergüssen religiöser Empfindung, aber der Funke schlägt durch in politischen Denkschriften, in vertraulichem Briefwechsel, in mächtiger Rede. Ueberhaupt gehört Stein nicht allein seiner werththätigen, praktischen Natur, sondern auch der Zeit nach, in welcher er lebte, zu denen, die mehr glauben und inniger glauben, als uns nach ihrer Rede scheinen mag. Manche christlich fromme Männer, die vereinzelt zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts lebten, sprechen von ihrem religiösen Leben in einer Weise, die uns vielleicht nüchtern, kalt, trocken vorkommt, während wir den Ausdruck nicht glühend, voll, christlich gefärbt genug finden können. Es muthet uns seltsam an, wenn wir Stein zum Ausdruck seiner religiösen Gefühle nach dem „guten alten Gleim“ greifen sehen; aber wir sind fest überzeugt: in der Zeit, da der Glaube nichts galt, waren auch die Gläubigen zurückhaltend in Worten und waren frömmere, als es schien. In unserer Zeit, da eine mächtige Reaction gegen rationalistische Nüchternheit eingetreten ist, ist der Glaube wortreich, und man scheint frömmere, als man ist. Die Wahrheit und Keuschheit in dem Ausdruck religiöser Empfindungen, wie wir sie bei Stein und in seinem Briefwechsel, namentlich mit fürstlichen Frauen, finden, ist äußerst wohlthwend. Und daß es Stein doch ein heiliger Ernst war mit der Frömmigkeit, das beweist sein Leben in den Tagen, da er, vom Geräusch der Geschäfte entfernt, in häuslicher Stille lebte. Einen tiefen Eindruck machte der Tod seiner Frau auf sein Gemüth, das immer mehr auf die Ewigkeit und das, was in Ewigkeit bleibt, gestimmt ward. Immer mehr drang er jetzt in die Erkenntniß der heiligen Schrift ein, seine Andachtsübungen wurden ungestörter und darum inniger. Wie er sein inneres Leben auf dem einzigen Grunde, der gelegt ist, mehr

und mehr erbaute, da ward auch sein Auge mehr auf die Geschichte der Kirche und ihre gegenwärtige Lage hingewandt. Die Liebe in Werken zu offenbaren, die nur aus dem Glauben an den Heiland kommen kann, war sein eifrigstes Bestreben: was man heute innere Mission zu nennen sich gewöhnt hat, hat er geübt. Lange Jahre hatte er sehnsüchtig nach dem seligen Leben hingesehnt, und weil er in dieser Zeit ernstlich auf dasselbe rüstete, ward ihm durch Gottes Gnade der Uebergang durch ein seliges Sterben vergönnt. Wir geben zu dem, was wir gesagt, die Belege.

Den Grafen Spiegel hatte Stein schon während seiner westphälischen Verwaltung kennen gelernt. Als er im Jahre 1802 mit Uebnahme der westphälischen Bisthümer für die Krone Preußen beauftragt war, war Spiegel Domdechant in Münster und Stein schätzte ihn hoch als einen Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, ausgebreiteten Kenntnissen, einer großen und sehr beharrlichen wissenschaftlichen und Geschäftsthatigkeit. Später nach Westphalen zurückgekehrt, unterhielt Stein einen lebhaften Verkehr mit ihm, der dadurch an Interesse gewinnt, daß Spiegel nach Ordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche zwischen dem König von Preußen und dem Papst zum Erzbischof von Köln ernannt ward. Stein bespricht mit ihm hauptsächlich die ständischen Verhältnisse Westphalens, aber die kirchlichen der Rheinprovinz werden ebenfalls in's Auge gefaßt. Es ist charakteristisch für den Erzbischof, der aus Münster, wo einst der fromme Kreis christlicher Katholiken, der Gallikin, Dverberg, seinen Sitz hatte, sich eine mildere Auffassung des Protestantismus bewahrt hatte, und für Stein, der bei aller evangelischen Gesinnung auch im Katholiken zuerst den Christen suchte und sah, daß beide Männer so friedlich und eingehend die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten miteinander besprechen konnten.

„Ich las eben Sailer's Leben des heiligen Karl Borromäus, das mich sehr ergriffen“, schreibt Stein an Spiegel, „es ist eine schöne wohlthuende Erscheinung, diesen geistvollen, kräftigen,

innig frommen Mann, im Kampf mit einer verderbten Geistlichkeit, mit dummen Statthaltern, mit den Lasten eines tief gesunkenen Volkes und dem Schrecken einer furchtbaren Seuche, unermüdet, unerschütteret zu sehen, und zuletzt überwinden seine glänzenden Tugenden, seine hohe Religiosität alle Hindernisse und Gegner. Mag manches in seinen Rasteiungen übertrieben scheinen, so bleibt das Princip doch immer höchst ehrwürdig. In seinen Visitationen, Reisen, Predigten, Provinzialsynoden zeigt sich der in das Leben eingreifende praktische Geschäftsmann, der den leeren Wortkram vermeidet, und durch Selbstsehen und Selbstwürken erforscht, belebt, bestraft, verbessert, schafft. Zu allen seinen Kraftäußerungen, die seine körperlichen Kräfte erschöpften, bereitete er sich durch Gebet, denn dieses veredelt und reinigt unfre Seelen, und Gott giebt Weisheit den um Weisheit Flehenden.“

Als der Erzbischof feierlich sein Amt antrat, schrieb Stein: „Meine Absicht Zeuge zu sein von dem feierlichen Antritt Ihres hochwichtigen Amtes werde ich nicht erreichen können, wegen mehrerer anwesenden und noch erwarteten Gäste und wegen des zu meiner Erholung so nöthigen Gebrauchs des Unser Bades. Vielleicht ist es im Ganzen gut, daß diese Hindernisse eintreten, ich wäre doch nur Saul unter den Propheten, und möchte den Katholiken zu wenig andächtig, den Protestanten es zu sehr erscheinen — von denen manche mich für einen Crypto-Katholiken halten — ich bin aber weder Katholik, am wenigsten ein heimlicher, denn wär' ich ersterer, so würde ich mich frei und frank aussprechen.“ Als bald nach der Einsetzung: „Es mag wol sein, daß die der katholischen Geistlichkeit wieder zu Theil gewordene glänzendere Stellung bei der minder begünstigten protestantischen Geistlichkeit einiges Mißvergnügen erregt, unterdessen sollten erstere auch alles vermeiden, was reizt und erbittert, hierhin rechne ich auch die Ausfälle der in Mainz erscheinenden periodischen Schrift, der österreichischen Jahrbücher der Literatur, des Staatsmannes u. dgl., b) die Proselytenmacherei, c) die Zänkereien über die gemischten Ehen. — Beide Religionsparteien sind faktisch vor-

handen, die Katholische Kirche hat durch die Protestantische Opposition an Sittlichkeit, Wissenschaft, Reinheit, Freyheit von Aberglauben gewonnen, das bezeugt die Geschichte, und viele zur Zeit der Reformation lebende katholische Schriftsteller, z. B. Castelnau in seinen trefflichen Memoirs u. s. w. Wir müssen also friedlich neben einander wohnen, die Verschiedenheiten allmählig ausgleichen, unerklärbare Geheimnisse nicht nach Vorschrift der Logik definiren wollen, und demüthig glauben, nicht frech erklären.“ Ein andermal giebt er seinen Gedanken weitem Lauf, wenn er, von Menzel's im ersten Theil seiner neuesten Geschichte der Deutschen gegebenen Darstellung der Reformation ergriffen, an den Erzbischof schreibt: „Hätte die Kirche nicht eine rein despotische Regierungsform erhalten, hätten die Päpste die Rechte der Metropolitane, Bischöfe, Capitul und Gemeinden geachtet, so wäre eine Zerrüttung, wie sie im 13ten bis 16ten Jahrhundert bestand, nicht möglich gewesen. — Die Zwischengewalten, so in der Nation durch die Nation bestanden, mußten auch für die Nation leben, und ihr Betragen nach den Aeußerungen des öffentlichen Geistes einrichten. — Gegen den päpstlichen Despotism erhob sich eine Revolution, die Bewegung war umwälzend, ohne Schonung und Benützung des Bestehenden und Wohlthätigen. — Sollte eine Annäherung der Parteien nicht möglich sein? Wünschenswerth ist sie — es kömmt aber nicht allein auf dogmatische Lehrsätze u., sondern auf Kirchenverfassung, Regimen ecclesiae, an — auf Bestimmung der Rechte der Gemeinden, der Zwischen-Behörden und der geistlichen Körperschaft, denn eine päpstliche Autokratie halte ich für schädlich. Hiezu kommt, daß die kirchlichen Einrichtungen verschiedener Nationen, die auf einer verschiedenen Bildungsstufe stehen, durchaus physisch und moralisch von einander verschieden sind, der Individualität dieser Nationen müssen angemessen werden, und hiezu gehört ein freyes gesetzliches Wirken in den einzelnen Nationalkirchen, dem zur Erhaltung der Einheit im Wesentlichen der Lehre Grenzen und Wächter, Moderatoren, gesetzt werden müßten. Daß ein lutheri-

scher Laye sich über so hochwichtige Dinge so frey gegen einen hohen Prälaten äußert, werden Ew. Erzbischöfliche Gnaden zum mildesten genommen lächerlich finden.“ Auf diese Bemerkungen antwortete der Erzbischof nicht. Stein fuhr mit seiner Correspondenz fort, wies namentlich auf die Umtriebe in Sachen der gemischten Ehe hin, durch welche die Regierung am Ende zur Gewalt getrieben werde, sollte dem Erzbischof Anerkennung für seine Maßregeln. „Hätte Wessenberg mit gleicher Haltung und Würde, mit Entfernung von aller Eitelkeit, von allem Streben nach Neologism und Rationalism, bey der Reform seiner Diöcese verfahren, sich der flachen Schriftstellerei enthalten, so stände er noch fest, würksam mit wohlthätigem Einfluß.“ Es läßt sich denken, was Stein, der mit staatsmännisch nüchternem Blicke die katholische Kirche ansah, über den Antrag auf Aufhebung des Eölibats der katholischen Geistlichen urtheilte, den ein darmstädter Bürger, C. G. Hoffmann, in die darmstädter Kammer brachte und der durch die Correspondenz mit Gagern ihm näher trat; er erklärt ihn für unzeitig, ungerufen, für einen Unfinn.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie das Christenthum Stein's durchaus praktisch und werththätig sich gestaltete. Ein Beweis, wie sein Glaube in der Liebe thätig war, liegt in den herzlichen Briefen, die er an durch Unglück gebeugte Freunde, sie aufzurichten, schrieb.

Sein Freund Hövel in Westphalen hatte in einer stürmischen Nacht einen Theil seiner Gutsgebäude, Bücher, Papiere, Mineraliensammlung eingebüßt. Stein bittet ihn, seine ganze mineralogische und bergmännische Bibliothek als Geschenk anzunehmen, die Mineralien selbst habe er bereits an die Universität in Bonn geschenkt. „Lassen Sie den Muth nicht sinken!“ schreibt er dann. „Sie haben der Vorsehung Vieles zu verdanken, Ihre Unternehmungen waren bisher von ihr gesegnet, sie findet wohl Mittel, Sie schadlos zu halten; wie vieles bietet Ihnen nicht Ihre würdige und schätzbare Familie an!

Zage nicht, (singt der alte Gleim), Er ist die Liebe,
 Sein Vaterauge fehlt Dich nicht,
 Und war's um Dich auch noch so trübe,
 So wird's um Dich doch wieder Licht,
 Er ist die Liebe, zage nicht.

Dies sage ich mit tiefer, inniger Ueberzeugung, dessen Leben vielbewegt, dann sehr stürmisch, und in den beiden letzten Jahren durch kummervolle Ereignisse getrübt war."

An den verfolgten Arndt schreibt er: „Vertrauen Sie auf Gott und einen gerechten, edlen König. Wenden Sie sich an jenen im Gebet, an diesen mit Vorstellung, wenn Ihre Feinde Sie verschlingen wollen. Besuchen Sie mich im folgenden Jahr!“

Gagern hatte seine jüngste Tochter verloren. Er schreibt ihm einen Trostbrief (11. April 1819): „An Ihren häuslichen Leiden nehme ich wahren und innigen Antheil; suchen Sie, mein lieber Freund, den Trost, wo er zu finden ist, in denen Ansichten, die uns die Religion eröffnet, wohin uns das heutige Fest der Auferstehung hinweist, worüber es uns Festigkeit, Klarheit und Lebendigkeit der Ueberzeugung giebt.

„Wie lieblich, sagt Sailer, ist der Tod des Christen im Auge des Christen! Geht doch nur das, was die Erde gab, in die Erde, und was der Himmel gab, sein Geist, in Gott zurück. Ein solcher Tod ist ein Engel des Lebens für die zurückgebliebene Familie. Die Mutter findet neue Glaubensstärke, wenn sie ihre Tochter in der Ewigkeit auffuchen muß, und der Vater findet sie in dem Chor der Unsterblichen, die Kinder eines Vaters, unsere rechten Brüder und Schwestern sind. . . .

„Leben Sie wohl und finden Sie Trost und Hülfe bei Dem, auf den alle unsere Hoffnungen gegründet sind.“

Der preussische Geschäftsträger in Bern, von Armin, den wir schon kennen gelernt, war Stein auf seiner Schweizerreise lieb geworden. „Die Untreibung von oben wie von unten“, sagte er ihm damals, „kann uns wieder in die alte gehässige Zer-

rissenheit führen, untergräbt alles Vertrauen, die ehrlichsten, wackersten Leute werden verdächtig gemacht; wo soll das hinaus? Sie haben recht, ehrlich, offen und muthig ist die beste Politik; die politische Taschenspielererei, das leere diplomatische Geschäftemachen sind zu nichts nütze und ein verlorener Geldaufwand, der weit besser für andere Bedürfnisse und für die so nöthige sittliche Erziehung und zweckmäßige Berufsbildung, nicht Verbilligung des Volks, sollte und könnte benutzt und verwendet werden; Alles, was keine sittlich-religiöse Grundlage hat, ist vom Nebel und führt zum Abgrund.“ Armin meldete ihm Anfangs 1822 den Tod seines zweiten Kindes, eines Sohnes, an dessen freundlichen Zügen und Anlächeln Stein in Bern große Freude gehabt hatte. Stein antwortete:

„Die Nachricht von dem Tode Ihres Lieblings hat mich sehr bewegt, so erfreulich war seine Erscheinung, und so vorübergehend, so plötzlich ist er den Freuden und Mühseligkeiten des Erdenlebens entrückt. Suchen Sie, mein tiefgebeugter Freund, Trost bei Dem, der allen denen Erquickung verspricht, die mühselig und beladen sind; suchen Sie es durch das Gebet, dessen Kraft uns das Seinige am Delberg lehrte, und zugleich das, was wir bitten sollen: „doch nicht mein, sondern Sein Wille geschehe.“ —

„Sie finden in Ihrem so vielbewegten Leben mehr als Andere, denen das ihrige einförmig war, Beweggründe zum Vertrauen auf den Willen des Vaters, zur Hingebung auf seine Beschlüsse; Er gab Ihnen das größte der irdischen Güter, häusliches Glück; halten Sie fest am Ueberirdischen durch den Glauben, und trocknen Sie die Thränen der tief betrübten Mutter, erheben Sie ihr leidendes Gemüth, indem Sie ihre Blicke dahin richten, wo sie Wiedervereinigung mit dem Geliebten erwartet. Möge Gott ihr Gesundheit, der frommen Dulderin, geben und Sie, mein Freund, aufrichten und erheben. Dies sind meine lebhaften Wünsche und die besten, die ich in Ihrer jetzigen Lage für Sie thun kann.“

Gagern hatte der Tröstung erwähnt, die ihm in schwerer Krankheit Cicero's Buch von der Natur der Götter gewährt. Stein schrieb ihm am 6. Mai 1822: „Bei der ernstesten, feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Heimgangs setzten, nehmen Sie Cicero de natura deorum etc. zur Hand —!!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann, denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen entgegenwinkte, als der Bekreuzigte und Auferstandene, durch dessen Gnade allein wir gerecht werden?“

„Was würden Sie von einem Reisenden sagen, der, um die Welt zu umsegeln, und um die Nordwestpassage aufzusuchen, Homanns Schulatlas anschaffte, und alle neuere geographische Hülfsmittel zu Hause ließe?“

Am 5. Juni „ G. G. finden uns getrennt durch Glauben und Preußenthum, das hieß geschieden für Zeit und Ewigkeit“ —.

„Sie sagen mit vollem Recht: man nimmt den Glauben nicht wie eine Prise Tabak, denn ich vermisse bei diesem Gleichniß irgend eine Ähnlichkeit, und es gehört zu denen, die nicht einmal hinken, sondern selbst nicht gehen. Den Glauben vernünftelt man, wie alle Metaphysiker und Theologen behaupten, so wenig herbei, als man ihn einschneidet, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demuth und mit gänzlicher Selbstverläugnung. Versuchen Sie dieses, da Vernünfteln und Schnupfen nichts geholfen.“

Was für ein Trost muß es für Arndt gewesen sein, wenn er, von der herrschenden Partei gehaßt oder gemieden, von Stein, der mehr wog, als die Feinde alle, einen Brief erhielt wie diesen: „1. Juli 1825. Daß ich G. W. Besuch entbehre, bedaure ich; daß aber widerliche Umstände, die für Sie seit Jahren eine Quelle von Verdruß und eine Ursache gelähmter Thätigkeit sind, Sie abhalten zu kommen, betrübt mich innig. Warum muß dieses Schicksal den Mann treffen, der in den

Zeiten der Fremdherrschaft mit Muth und Selbstaufopferung Gefühle für Vaterland und König erweckte und verbreitete, während so manche nichtswürdige Werkzeuge und Verehrer Napoleons und selbst Erjacobiner Einfluß behalten und zu Ehren gelangt sind? — Aber wir haben einen Gott, der hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Ps. 68, V. 2. Mit treuer Ergebenheit u.“

Als Herr von Armin in Bern bei der Besetzung der preussischen Gesandtschaftsstelle übergangen worden und darüber verlegt und über sein Verbleiben in untergeordneter Stellung unschlüssig war, munterte ihn Stein auf: „Sie sind noch jung und kräftig, Sie müssen aushalten und den Mißmuth und die, wenn auch wohlbegründete Unzufriedenheit bei so mannigfachen unverdienten Widerwärtigkeiten und Beeinträchtigungen in Ihrem ächt vaterländischen Herzen nicht zu viel Raum fassen lassen. Sie haben ja schon sehr früh viel größere Opfer gebracht und weit Gefährlicheres wacker und ehrenvoll überstanden, und werden deshalb auch in der bevorstehenden heikeln Stellung und Lage, die Sie jetzt beunruhigt, schon die ächte Haltung und Kraft in sich finden und bewahren, wenn Sie fest nach Ihren erprobten Grundsätzen handeln und immer nur Ihrer eigenen Ueberzeugung folgen. Denn es thut jetzt vor Allem noth, da die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit sammt der weit verbreiteten Verkehrtheit sich überall einzunisten und obenanzustellen wissen, und die wahrhaft Getreuen und Gutgesinnten, die freilich weder unter jenen Gefellen noch den übrigen unsinnigen Schreibern und Spektakelmachern ihren Sitz nehmen wollen, verlegen und verdrängen Vertrauen Sie Ihrer ehrlich-deutschen Gesinnung und reinen Absichten für den allerhöchsten Dienst, die doch allgemein die verdiente Würdigung und Anerkennung finden werden, wo nicht — den schönsten Lohn in sich selbst tragen.“ . . .

An Niebuhr, dessen Gemüth gar sehr durch die politischen und persönlichen Verhältnisse gedrückt und gereizt war, schrieb Stein Ende 1824: „Nun ein Wort, ein freimüthiges freundschaftliches Wort eines alten Mannes, der Sie innig liebt, aus-

gesprochen am letzten Tag des Jahres. Vergessen Sie sich, verläugnen Sie sich, die Vorsehung hat Sie zu etwas besserem, edlerm bestimmt, als zum bloßen Genuß häuslicher Freuden, zum Arbeiten im Garten und Weinberg mit Marcus u. s. w. Sie sollen Ihre Geistes- und Willenskräfte, Ihre Denkkraft, Ihr großes Wissen, Ihr reines Wollen zum Wohl des Vaterlandes im Kampf für Wahrheit und Recht anwenden, oft werden Sie siegen, oft unterliegen, früh oder spät dringt Wahrheit durch, und Sie der Staatsmann muß aufrecht gehalten werden, durch den Gedanken und die Aussicht, daß früher oder später, bei Ihrem Leben oder nach Ihrem Tod, durch das Bestreben der Guten und den Widerstand der Bösen, die öffentliche Meinung der von Ihnen verfolgten Wahrheit den Siegeskranz reichen werde.

„Sie sind so gestellt, daß Sie bereits in einzelne große nationale Angelegenheiten eingreifen, daß Sie das Vertrauen eines jungen Mannes von großen Eigenschaften in glücklichen Verhältnissen besitzen, auf ihn belehrend, leitend, aufmunternd, erhebend wirken können, und diesen von der Vorsehung Ihnen gegebenen Wink, diese Andeutung Ihrer Bestimmung zu mißkennen ist frevelhaft. — Vergessen Sie sich, verläugnen Sie sich, beten Sie in Demuth, daß Er, von dem alle Kraft entspringt, Ihnen Stärke und Muth gebe“ — . . .

An Capodistria schrieb er am 13. September 1825: „Der Inhalt Ihres Briefes vom 6. c., Herr Graf, gewährte uns ein sehr lebhaftes Vergnügen, eine ausnehmende Befriedigung. Eine Sache, die Gott beschützt, muß siegen. Lassen Sie sich die Verse des guten alten Gleim übersehen:

Ich zage nicht, Er ist die Liebe,
Sein Vaterange fehlt uns nicht,
Und wär's um uns auch noch so trübe,
So wird's um uns doch wieder Licht.
Er ist die Lieb', ich zage nicht.

Segen Sie, Herr Graf, mich gefälligst auf die Liste der Unterzeichner mit 400 Francs, die ich jährlich fünf Jahre hin-

durch bezahlen werde. Ich will suchen, auch meine Freunde zu Beiträgen zu bestimmen, um die Leiden dieser unglücklichen Schlachtopfer der wüthenden Ottomannen und der treulosen fränkischen Abentheurer zu lindern. — Meine Töchter sind sehr dankbar für Ihre Erinnerung. Sie beten für Ihr und der edelen Hellenischen Krieger Wohl.“ . . .

Aber Stein's Christenliebe ging über den Kreis seiner Freunde hinaus. Sie erstreckte sich auch auf die geringsten Brüder des Heilands, an den er glaubte. Seine Bemühungen für die entlassenen Sträflinge haben wir früher erwähnt. Nachdem er die segensreiche Arbeit der barmherzigen Schwestern mit Augen geschaut, regte er beim Erzbischof von Köln den Plan, sie weiter zu verbreiten, an, und dachte darüber nach, wie Aehnliches in der evangelischen Kirche könnte gegründet werden. Er kann als einer der Vorläufer, ja Vater der neuerdings in so großer Ausdehnung betriebenen innern Mission angesehen werden, und mehrfache briefliche Aeußerungen beweisen, daß er der Mission unter den Heiden, dieser sonst so verächtlich angesehenen Angelegenheit, eine liebevolle Aufmerksamkeit zuwandte. An Stadtrath Hüffer schrieb er: „Aus der im M. Int.-Blatt enthaltenen Bekanntmachung ersehe ich den guten Fortgang des Clemens-Hospitals und der Bemühung der barmherzigen Schwestern; ich werde hierdurch veranlaßt, E. W. die Anlage mitzutheilen, die den Wunsch erregt, daß das Institut dieser Congregation eine größere Ausdehnung in Deutschland erhalte, und daß man ihr Krankenhäuser, Irrenhäuser, selbst Zuchthäuser, wenigstens die für weibliche Züchtlinge bestimmte Abtheilung, anvertraue. — Ein großes Bedürfniß ist die Krankenpflege chronischer, auch incurabler Armenkranke — oder solcher, die eine vorzügliche chirurgische und medicinische Pflege bedürfen; groß ist das Elend, so auf dieser Menschen-Classe lastet. — Der schicklichste Punkt wäre Münster, die Kosten müßten zum Theil von der Provinz Westphalen, zum Theil von den Communen aufgebracht werden — ich wünschte sehr, E. W. beschäftigten sich mit diesem Gegenstand.“ . . .

Ähnlich schrieb er an den Erzbischof. Und als Bodelschwingh bei ihm in Nassau auf Besuch war, hatte Stein wiederholt gegen ihn geäußert, daß es zu seinen Lieblingsideen gehöre, in der protestantischen Kirche eine der barmherzigen Schwesternschaft ähnliche Einrichtung begründet zu sehen; er hatte darüber auch mit dem Pfarrer Stein in Frankfurt verhandelt, und dieser für ein solches Unternehmen seine Unterstützung versprochen. Durch Bodelschwingh erfuhr Amalie Sieveking in Hamburg von seinem Plan, worauf diese sich an Stein wandte, einen bereits reiflich überlegten Plan einer solchen Gründung vorlegte und seinen Rath erbat. Wir müssen den Brief mittheilen, den Stein an Amalie Sieveking schrieb, als eine Urkunde zur Geschichte der innern Mission: „Ich habe nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von den beyden Instituten der barmherzigen Schwestern, sie seien von der Congregation des heiligen Carol. Borromäus, zu der die französischen und lothringischen Anstalten gehören, oder von der des heiligen Vincenz von Paula, dessen Regel die deutsche befolgen. Bey dem Besuch beyderley Anstalten war mir höchst auffallend der Ausdruck von innerem Frieden, Ruhe, Selbstverläugnung, frommer Heiterkeit der Schwestern, ihr stille, geräuschlose Wirksamkeit, die liebevolle segensbringende Behandlung der ihrer Pflege anbefohlenen Kranken. Mit allen diesen Erscheinungen machten einen beleidigenden Contrast der Ausdruck von Unbehaglichkeit aufgereizter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit, über Vernachlässigung gekränkter, unverheurateter älterer Jungfrauen aus den oberen und mittleren zum Broderwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen — die wegen ihrer auf tausendfache Art gestörten Ansprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leerheit, eine Bitterkeit fühlten, die sie unglücklich und anderen lästig machte. — Dieser Zustand der Unbehaglichkeit wirkte wieder nachtheilig auf ihre Gesundheit.

„Die Frage war wohl natürlich, warum finden sich nicht ähnliche Institute, wie das der barmherzigen Schwestern, bei den Protestantischen Confessions-Verwandten? — Wir haben in vielen Städten Stiftungen für ähnliche Anstalten, es zeigt

sich auch fortdauernd noch ein thätiger Geist der Wohlthätigkeit in Frauenvereinen u. dgl., aber solche feste dauernde Verbindungen, wie die der barmherzigen Schwestern, an die sich wieder so manches Vortreffliche anschließt, die fehlen uns.

„Die praktische Religiosität der Protestanten litt sehr und leidet noch durch den zwar abnehmenden Rationalismus, unsere Religionslehrer wurden unchristliche dunkelwolle Vernünftler, sie zerstörten auf Kanzel und in dem Confirmanden-Unterricht wahre Religion, die im Leben leitet, im Tod stärkt und beruhigt.

„Diese Vernünfteley nimmt ab, und die Zahl der frommen christlichen Lehrer und ihrer Anhänger nimmt zu, und dieses ereignet sich besonders in Berlin, der Stadt, von der aus sich in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele Irreligiosität und Unsittlichkeit verbreitete.

„Der Entschluß, den E. W. gefaßt, ein Institut protestantischer barmherziger Schwestern zu gründen, ist im höchsten Grad heilbringend und lobenwerth — ich bemerke nur Folgendes: — Für Sie müßte es sehr belehrend seyn, das Institut in Nancy in Lothringen kennen zu lernen — es hat über 600 Mitglieder, die sich mit Pflege in Krankenhäusern, in Irrenhäusern und mit Lehranstalten beschäftigen. Eine solche Beschäftigung bereits bestehender ausgedehnter Anstalten ist belehrend, und die Reise ist bei den heutzutage bestehenden Erleichterungen der Communication weder beschwerlich noch lästig. Es ist ein leichtes, Ihnen Empfehlungen an die Vorstherinnen zu verschaffen.

„Mit diesem Vorschlag verbinde ich einen Wunsch. Herr Pfarrer Stein in Frankfurt beabsichtigt die Errichtung einer ähnlichen Anstalt in seiner Vaterstadt — er hat bereits manches vorbereitet, er hat Hoffnung bedeutende Mittel erwarten zu können, die zu einem solchen Zweck verwendbar sind. Ich wünschte, E. W. theilten ihm Ihren Plan mit, und forderten ihn zur Mittheilung seines Urtheils auf, es kann nicht anders als belehrend sein, da es von einem vortrefflichen christlichen,

mit dem innern Leben der frommen und unfrommen Menschen genau bekannten Mann herrühren wird."

Stein war Mitglied der Synode. Er war nicht der albernen Meinung, die sich jetzt wieder sehr breit macht, als sei der Drang auf Synodalverfassung etwas Rationalistisches oder gar Demokratisches. In einem Briefe an Eichhorn spricht er sich so gegen den Rationalismus und für die Synode aus: „Wenn der heillose Rationalismus in unserer protestantischen Kirche doch aufhörte! Warum will man das Unerklärbare erklären, das Geheimnißvolle enthüllen — mit unserm zerstückelten Wissen, unsern beschränkten Kräften? — Wie wenig wir wissen, wie wenig wir im Stande sind, uns selbst zu erkennen, sollten uns doch die neuesten Weltbegebenheiten, und auch an uns selbst die Erscheinungen des Magnetismus belehren.“

„Eine Synodalverfassung wird unsere protestantischen aufgeklärten Geistlichen zwingen, zu der Einfachheit der christlichen Lehre zurückzukehren; denn nicht ihr exegetisches naturphilosophisches Gewäsch, nicht ihr christlich atheistisches Rothwelsch, sondern die einfache Lehre des Christenthums, auf die sich Glaube, Liebe, Hoffnung gründen, will und bedarf das deutsche Volk zur Richtschnur im Leben, zum festen Hort und Anker im Tod; es wird sich solche Geistliche wählen und von den andern sich abwenden.“

Stein's treue Sorge für die evangelische Kirche und seine Begabung für kirchliche Angelegenheiten, wie politische, treten in den Verhandlungen über die Gründung eines Prediger-Seminars, an denen er als Angehöriger und Leiter der Synode lebhaften Antheil nahm, in erfreulicher Weise hervor. Er war von der Unentbehrlichkeit eines solchen Seminariums überzeugt; denn während die Juristen die Anstalt der Referendarien, die Aerzte Klinik und Besuch der Hospitäler haben, fehle nur den Theologen eine Vorbereitungsanstalt zur Seelsorge und Predigeramt. Er schrieb im Januar 1830 an die Prinzessin

Wilhelm: „Nach der Kirchenverfassung der Grafschaft Marck bin ich ein Layen-Mitglied der Synode, der ich im September v. J. beiwohnte und mich aufgefordert fand, mich genauer mit dem innern Zustand der Kirche bekannt zu machen.

„Mit dem höchsten Unwillen vernimmt man die Frechheit, mit der die hallischen Professoren Wegscheider und Gejenius den zum Unterricht der jungen Gottesgelehrten bestimmten Cathereder mißbrauchen, um die wesentlichste Wahrheiten der christlichen Religion zu verwerfen. . . . Wozu die Bemühungen Einförmigkeit in das Aeußere des Gottesdienstes durch Liturgien zu bringen, wenn man ohne Scheu vom Cathereder das Christenthum zerstörende Lehren vorträgt, mit verderblichen Worten auf der Kanzel es untergräbt, oder sie geradezu der Jugend bei der Catechisation mittheilt?“

— — — „Sehr wichtig ist die Errichtung von Seminarien, wo nach vollendeten academischen Studien junge Geistliche zum Amt eines Predigers, Seelsorgers und Catecheten vorbereitet werden. Ein solches besteht in Wittenberg für das Großherzogthum Sachsen mit segensvollem Erfolg, hier fehlt es, man schlug es auf der Synode vor, theils aus öffentlichen Provinzialfonds, theils durch Privatbeyträge, ich erbot mich zu einem Beitrag von 5000 Thaler und hoffe Nachfolger zu finden.“

Dem Präses der Synode, Prediger Bäumer, schrieb er zwei Tage darauf: „Ew. Hochwürden gütigst den 21. I. M. mitgetheilter Aufsatz über die Errichtung eines Märkischen Prediger-Seminariums beweist überzeugend dessen Unentbehrlichkeit, die vorzüglich aus der einseitigen Ausbildung des Verstandes und Ueberfüllung des Gedächtnisses durch den Gymnasial- und Akademischen Unterricht entsteht. So wird Einbildungskraft, Gemüth und praktischer Sinn unterdrückt, und Geistes-Trockenheit und Unbeholfenheit hervorgebracht oder vermehrt. Diesen Betrachtungen läßt sich nichts hinzusetzen.

„Die aber noch unerörterte Fragen, wegen Lehre, Disciplin und Anschaffung eines den Erfordernissen der An-

stalt angemessenen Einkommens, erlaube ich mir, wenn gleich ein Lape, zu berühren.

„Die erste und wichtigste Frage bleibt immer:

„Was soll gelehrt werden? eine geoffenbarte christliche Religion? etwas Festes, Bestehendes, in einem Geiste, der bekennet, daß Christus von Gott ist, oder der das nicht bekennet, den 1 Joh. 4, 1—3 Geist des Widerschrists nennt, der Rationalism, etwas Unbegrenztes, Vages, das zuletzt allen Irrthümern, deren menschlicher Dünkel und menschlicher Geist fähig ist, den Zugang eröffnet?

„Der Rationalism setzt an die Stelle der Religion die Ansichten des dünkelfaften menschlichen Verstandes; er ist seiner Natur nach wandelbar, denn warum sollen Meynungen sehr mittelmäßiger Menschen fester bestehen, als tausende von Systemen der Weltweisen, Physiker u. s. w., so die Vorzeit erfunden, bestanden haben; nur die christliche Religion hat sich in der Dunkelheit aus schwachen Keimen entwickelt, hat den Kampf gegen die ganze Kraft des römischen Reichs bestanden und ist daraus siegreich hervorgegangen.

„Es erhoben sich in der Kirche zwar Spaltungen, Meynungsverschiedenheiten, aber die Achtung für die Grundwahrheiten bestand, man beabsichtigte nicht Zerstörung des Heiligsten; auch in der protestantischen Kirche finden wir bald starre Dogmatiker, bald aber auch Männer, die wie Spener, Franke u. s. w. strebten einen christlichen, gottergebenen, in das Leben eingreifenden Sinn zu erwecken; nur der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es vorbehalten, in Frankreich die Erscheinung der materialistisch-egoistisch und atheistischen Philosophen-Rotte, in Deutschland der frechen Exegeten-Schule der Semmler, Paulus, Wegscheider u. s. w. Und was haben diese Männer aufgebaut? nur zerstört.“

— — „Welches wäre das Resultat dieser Verwirrung der Geister, wachte nicht die göttliche Vorsehung auf die Erhaltung des göttlichen Wortes über dem armen Menschengeschlecht?

„Unterdessen ist das nächste Resultat der begonnenen Zer-

rüttung des christlichen Glaubens Zerrüttung im Glauben, in den gottesdienstlichen Handlungen, und Steigerung der Unsitlichkeit — diesem Unglauben gegenüber erhebt sich Aberglauben, wie die Erscheinungen in der deutschen Schweiz, in England, in Amerika beweisen, die Shacker, die Kappianer, endlich die Blüthe des Unsinn, Herr Owen, der alle Religion verwirft, Gemeinschaft des Eigenthums, willkürliche Auflöslichkeit der Ehe, gemeinschaftliches Arbeiten, gemeinschaftliches Tanzen, moralische unentgeltliche Vorlesungen als die Mittel der höchsten Vervollkommnung des Menschengeschlechts empfiehlt.

„Diese Bedingung der Ohnentgeltlichkeit wäre wohl Vielen anstößig, die denn doch trotz allen Sophismen in ihrem Innern fühlen, daß sie nicht berechtigt sind, Kirchengenthum zu genießen, daß nur unter der Bedingung die Lehren der Kirche vorzutragen ihnen zu benutzen überlassen ist, wenn man diese Lehren angreift oder möglichst verschweigt, oder mit gleichnerischen Phrasen predigt.

„Ein Hauptzweck der Gründung eines Prediger-Seminariums ist Catechetik und Ausbildung der Kanzel-Beredtsamkeit; für letztere ist aber die trockene, kalte, in exegetischen, metaphysischen Untersuchungen sich vertiefende Vernunft nicht empfänglich. — Ein so gebildeter geistvoller Mann wird belehrende Vorträge halten, aber nicht auf die Gemüther wirken, der große Haufe von mittelmäßigen Kanzel-Rednern dieser Art ist der ungebildeten Classe unverständlich, der halbgebildeten langweilig und der gebildeten unerträglich. Wozu also ihre Kanzel-Beredtsamkeit, die die Kirchen verödet? Für den Vortrag eines selbst höchst gewöhnlichen, aber demüthigen, frommen, für das Seelenheil seiner Gemeinde besorgten Predigers sind die Zuhörer immer empfänglich, durch den in ihm herrschenden frommen Sinn, durch die Einwirkung des Geistes Gottes, durch die Kraft des Gebets.

„In der Voraussetzung, daß das zukünftige Prediger-Seminarium kein Brennspiegel zur Auffammlung der Strahlen des Rationalism seyn werde, darf ich noch Folgendes in Ansehung

des Aeußeren der Einrichtung und der Anschaffung eines angemessenen Einkommens hinzufügen.

„Das gemeinsame, man nenne es, wie man will, klösterliche Leben halte ich für ein sehr kräftiges Beförderungsmittel der Zwecke eines Prediger-Seminars.

„Kloster-Sinnlichkeit, Kloster-Faulheit, Kloster-Dummheit sind sehr verwerflich, aber Klosterzucht und gemeinsames Leben hatten einen sehr hohen Werth, wo sie in ihrer Reinheit bestanden, und bethätigen ihn noch, wo sie in der Art fortdauernd bestehen.

„Deutschland verdankt seinen und fremden, besonders Britischen Klöstern die höchsten geistigen Güter, Wissenschaft und christliche Religion, jene fand in ihnen während Jahrhunderten von Völkerzügen, Verheerungen u. s. w. Aufnahme, Schutz und Pflege, die Religion ihre Verbreiter, die Tod und Marter trugten; wem sind die hochgepfeuerte Namen St. Columban, Gallus, Bonifacius, Ludger, Ansgar, Reinbert unbekannt? und diese Männer, die Wohlthäter Deutschlands, bildeten sich in Klöstern, lernten hier sich selbst aufopfern, und die wohlthätige Lehren des Heylandes unter unsern rohen Vorfahren verbreiten.

„Auch wo das gemeinsame Leben in noch blühenden Anstalten fortgeführt wird, wirkt es wohlthätig, durch consequentes Eingreifen der Vorsteher in die Leitung des Ganzen und der Einzelnen, durch Wettkampf der Mitglieder unter einander in ihrer Ausbildung, durch Erlangung von Menschenkenntniß, durch Erwerbung von Verträglichkeit, geselligen Eigenschaften, die in Deutschland so schroff den burschikosen kindischen Fragen entgegenstehen. Die wohlthätige Folgen des gemeinsamen Lebens erkennt man fortdauernd in England, sowohl in den Gymnasial-Collegien als in den Universitäts-Collegien, an deren sonstiger Einrichtung manches tadelhaft ist, und in den Württembergischen theologischen Erziehungs-Anstalten, den niederen Klöstern und dem Seminario in Tübingen — Anstalten, die ihre Vortrefflichkeit durch die Menge der aus ihnen hervorgegangenen tüch-

tigen Gottesgelehrten bekräftigt haben.“ . . . Dann geht er auf die ökonomische Seite der Frage ein, wobei er für seine Person 5000 Thaler Beitrag garantiren zu können glaubt, und schließt: „Die Schwierigkeiten, so Religion und Erziehung zu überwinden haben, steigen mit dem Wachsthum der Bevölkerung, der das Auskommen des Volkes erschwert, durch Vermehrung der Zahl der Theilnehmenden und des Reibens der Eignen sucht. Da die Macht des Bösen wächst, so muß man ihr einen kräftigeren Damm entgegensetzen als moralische Phraseologie und das Spinnengewebe der falschen Theologasterei.“

Der Consistorialrath Möller erklärte Stein, freudig bewegt, seine Zustimmung zu diesen Ansichten: „es ist damit“, schrieb er, um mich eines gemeinen, aber treffenden Ausdrucks zu bedienen, dem Nagel auf den Kopf getroffen. . . . Wollte Gott, daß alle unsere Staatsmänner zu gleicher Ansicht der Dinge sich erheben!“ Als Bäumer hierauf Stein um seine Meinung über andere kirchliche Angelegenheiten, namentlich das Gesangbuch, bat, erwiederte dieser, über letzteres traue er sich kein Urtheil zu, gab aber zugleich ein ausgezeichnet treffendes ab, wenn er schrieb: „Ich erlaube mir Folgendes zu bemerken: vor das erste, das Gesangbuch muß mit dem Allgemeinen christlichen Glaubensbekenntniß übereinstimmen; denn wer giebt einer Gesangbuch-Commission oder einem Consistorio, oder irgend einem Verein einzelner Personen die Befugniß von diesem Allgemeinen Glaubensbekenntniß eigenmächtig abzuweichen — der, der es bezweifelt, der verlasse Kanzel und Catheder und handele nicht gegen den ihm ertheilten Beruf.

„Würde man es dulden, daß ein Professor einer Militair-schule oder ein Feldprediger Vorträge im Sinne der Quäker hielte, oder ein Professor der Rechtsgelehrsamkeit Grundsätze aufstellte, die die Heiligkeit des Eigenthums, die Gültigkeit der Vererbung untergrüben, gegen welches von mehreren Metapolitikern manches eingewandt worden?

„Dies wäre also ein Gesichtspunkt, der bei dem Gesangbuch zu fassen sein wird.

„Der andere wäre, man wähle alte Lieder bis zu dem Anfang des 18. Jahrhunderts, denn das spätere Zeitalter, auch größtentheils das unfruchtbarste, ist kein religiöses, ist ein wissenschaftliches, industrielles, commercielles, politisirendes, geschwätziges, frech absprechendes und höchst eiteltes Zeitalter; Eitelkeit nennt Herr Burke, ein großer englischer Staatsmann, die Quelle aller Laster, die Nachbatterin der Tugenden.

„Ich würde also unter den Tausenden von vortrefflichen alten Liedern auswählen, sie nicht ändern, aus den oben angeführten Gründen, zu denen hinzukommt, daß so viele Geschlechter in diesen alten Trost, Erbauung und ein Asyl fanden gegen langweilige kalte Prediger, die ihr schales Nachwerk oft mit einem widrigen Organ, lächerlicher Geberde und großer Selbstgefälligkeit vortragen.“

Ueber den Entwurf einer Agende, die ihm vorgelegt war, äußerte er: „Schon die Vorrede und das Verzeichniß der Quellen bethätigt den Geist und den Inhalt des Entwurfs, der flache Neuerungsstucht und die langweilige idyllenartige Phraseologie ausschließt — und mit großer Wahrheit p. V. ausspricht: daß die alten Gebete durch Einfachheit, Kraft und Salbung sich auszeichnen, daß die alterthümliche Form ihnen eine angemessene Würde verleiht, und daß sie um so zweckmäßiger ist, je mehr das Alterthümliche die Menschen über die gemeine Gegenwart erhebt.

„Eine allgemeine Agende ist ein wahres Bedürfniß, es kann und wird den verderblichen Eigenheiten und Abnormitäten, die man zu bemerken Gelegenheit hat, Schranken setzen und verhindert, daß die Form des Cultus nicht von den momentanen Launen einzelner Männer abhängt — möge sie also bald erscheinen, sowie ein wahrhaft christlicher evangelischer Catechismus und Gesangbuch.“

Die Klarheit, Tiefe des Urtheils über kirchliche Fragen, die sich in den angeführten Stellen ausspricht, setzt ein lebendiges, auf Herzenserfahrung und täglicher Uebung beruhendes Christenthum voraus. In der That war ihm die Religion das ge-

funde tägliche Brod für seinen inwendigen Menschen, das ihn kräftig erhielt in den Tagen der Trübsal. Zu der Zeit, als durch die Wittgenstein'sche Partei immer mehr edle Männer verdrängt und Uebelberüchtigte herangezogen wurden, als der tüchtige Charakter um seiner Tüchtigkeit willen verdächtig war, und Schleiermacher das grauenvolle Wort aussprach: „Nur der ist unverdächtig, der bei der Bernard gewesen ist“ — da versenkte sich Stein in religiöse Betrachtungen, las z. B. mit großer Andacht Theremin's Predigten und strich seiner Schwester Stellen an, die besonders treffend und entschieden das alleinige Heil durch Christum aussprachen. Die Entfernung seiner Wohnung von der evangelischen Kirche, und wenn er wirklich zur Kirche ging, das leichte Moralgeschwätz, das er zu hören bekam, suchte er durch häusliche Andacht für seine Seele unschädlich zu machen. Er las und betete, und durch manchen seiner Briefe geht eine sehr ernste, fromme Stimmung hindurch, die Sehnsucht, vom Irdischen gelöst und zum ewigen Frieden emporgerückt zu werden. Gagern hatte ihm das düstere Wesen, das er an ihm bemerkt, vorgehalten. Stein zeigt die Ursachen desselben in mancherlei äußerlichen Umständen und schließt: „Zu allem diesen treten noch die Beschwerlichkeiten des Alters; von ihnen die empfindlichste, das Verschwinden der Zeitgenossen unter ihnen die Freunde der Jugend, die Gefährten unsrer Thätigkeit, die uns mit Liebe und Theilnahme umgaben; statt ihrer stehen wir unter einem uns fremden Geschlecht, uns unverständlich und wir ihnen isolirt, Freunde- und Freudenlos.

„Weislich und liebend hat eine väterliche Vorsehung dieses veranstaltet für uns die Wandernde, der Erde Fremdlinge; sie löst die Bande, so uns an das Irdische fesseln, es entsteht Lebensmüdigkeit, Sehnsucht nach dem bessern Zustande, wo wir erkennen werden, welches sie ist die Hoffnung unseres Berufs und der Reichthum Seines herrlichen Erbes an seinen Heiligen.“

Täglich widmete er nach dem Ankleiden eine Viertel- oder halbe Stunde dem Gebete und stiller Betrachtung und duldete

darin keine Störung. Dann trat er wohl unwillkürlich an's Fenster und schaute in die weite schöne Landschaft hinaus, ein Bild des Friedens und ruhiger Erhabenheit. Hierauf ging er an die Sorgen und Pflichten des Tages. Jeden zweiten Sonntag fuhr er zum protestantischen Gottesdienste nach Lünen und hielt streng darauf, daß seine Leute an den Zwischen-Sonntagen hinübergingen oder fuhren, während die katholischen Diener allsonntäglich die von ihm auf eigene Kosten in Rappenberg wiederhergestellte katholische Kirche besuchen mußten. Wie von sich selbst, so verlangte er auch von den Seinigen, daß ein Jeder seine Schuldigkeit thue. Seiner Tochter erwiederte er einst auf eine Einrede: „Angenehm? Ei was angenehm! Darauf kommt es gar nicht an, sondern was Pflicht ist!“ — „Nicht im Genießen ist das Glück“, sagte er bei anderer Gelegenheit, „sondern im Streben.“

Er war für seine Gutseingefessenen ein milder, wohlwollender Herr, der ihnen mit Rath und That gern beistand. „Der Arme konnte stets auf seine Theilnahme rechnen; kein Kranker oder Leidender kehrte ohne Hülfe von seiner Schwelle zurück. Er half je nach Bedürfniß, mit Geld, mit Brodkorn, mit Holz, mit Kleidung. Im letzten harten Winter, den er erlebte, kleidete er eine Frau mit ihren fünf Kindern, einem franken alten Mann schickte er ein Bett; den ärmern Kranken schenkte er ärztliche Behandlung und die nöthigen Arzneien, auch Speise aus seinem Hause, und verwendete auf ihre Wiederherstellung jährlich bedeutende Summen. Vielen armen Jünglingen und Mädchen verlieh er die Mittel zu ihrer Ausbildung, und half ihnen zu ihrem späteren Fortkommen durch Rath und Empfehlungen. Und wenn ein wichtiges Geschäft nur einigermaßen zu seiner Zufriedenheit abgemacht war, so sagte er fast jedesmal zu seinen Beamten: „Nun wollen wir auch für die Armen sorgen; die Armen müssen auch was haben.“

Zwölftes Capitel.

Stein's letztes Lebensjahr und seliger Geimgang.

Noch einmal begleiten wir in Sommer 1830 Stein nach Nassau. Seine Tochter, Gräfin Diech, kam nach Schwalbach und seine Schwägerin, Gräfin Rottenhan nach Nassau; dorthin hatte er auch den Landrath von Bodelschwingh zum Gebrauch der Emser Cur eingeladen. Dieser blieb den größten Theil des Julius und eine Woche im August und war viel ganz allein mit Stein. Dessen Stimmung, erzählt Perz, war milde und ernst; sein Gespräch kehrte immer auf den Gedanken an den nahen Tod zurück, obgleich außer einer bei mäßiger Bewegung eintretenden Athembeschwerde kein Zeichen zunehmender Altersschwäche sichtbar war. Abends ward fast immer ein großer Spaziergang gemacht, häufig über die schöne Kettenbrücke, die ihn lebhaft erfreute, nach dem Schweizerhäuschen mit den Sprüchen aus Hebel's allemanischen Gedichten. War dann die Sonne hinter die Berge untergegangen, und malte der Abendhimmel sich in seinen schönsten Farben, so weidete er sich, auf der Bank am Brückenpfeiler ausruhend, an dem herrlichen Anblick, und mehrmals äußerte er: „Wie prächtig schon hier; wie viel schöner muß es drüben sein! Freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Ziele so nahe bin!“ Das Zurückweisen der Todesgedanken nahm er übel: Meinen Sie, ich fürchte mich zu sterben? Keineswegs! Wenn man 72 Jahre alt ist, so ist das Gescheueste, man stirbt!“ Im Garten fiel er eines Morgens ohne alle Vorzeichen besinnungslos nieder. Der Tod kündete sich an und Stein war ernst und fromm genug, ihm in's Auge zu sehen.

Er sollte noch die französischen, belgischen und polnischen Revolutionen erleben, und wir müssen hören, wie er über die-